

Christina Schmid

Ich wusste nicht, was ich tat, als ich mich vor drei Monaten in den Himmel wagte. Seither hängt das schlechte Gewissen über mir, über meinem Kopf, überall. Ich wage kaum mehr den Blick zu heben, denn dieses Blau mahnt, wie eine zu gross geratene Erinnerungsnotiz. Plötzlich kommt Wind auf, er schaukelt die Schaukel der Nachbarskinder, rauscht durch die Blätter der Bäume und lüftet meinen Kopf. Da oben braut sich etwas zusammen. Ich schaue hoch.

Es geht bergauf und immer höher. Oben angekommen schaue ich runter und in die Ferne, vor allem aber schaue ich nach oben. Mit dem Himmel lässt sich schwer planen, er verheimlicht mir sein Wolkenpanorama. Ich gehe rein und schaue raus. Alles weiss. Nebeldunst, ganz ohne Kanten. Keine abenteuerlich zu deutenden Wolkenformationen. Keine Federwolken, fedrigen Schichtwolken oder fedrig geschichteten Haufenwolken. Kein bedrohliches Dunkelgrau, das sich zu einem dramatischen Donnerwetter auftürmt. Und auch kein himmlisches Juniblau, keine Sonne, kein Abendrot. Stattdessen dieses milchige Weiss, flächendeckend. Solch ein Waschküchenwetter vernebelt den Verstand wie die heisse Dusche den Spiegel und die Fensterscheibe. Weiss der Himmel, wer unten Klavier spielt. Dieser Himmel kann warten. Ich lege mich schlafen in eine riesige Wolke, die mich wattig weich in sich bettet. Feiner Regen verschleiert den Sonntagnachmittag im *Alpenhof*.

Kurz vor Sonnenaufgang klingelt der Wecker. Während ich mich tief in den Daunen verkrieche, den Tagesanbruch auf später verschiebe, hat Andreas Züst bereits nahezu fünf Mal sechsunddreissig Himmel gesammelt. Bei ihm ist Januar 2000, bei mir Juni 2013. Unser Kalender ist da oben zwischen Mond und Fixsternen festgemacht. Theoretisch sei er so berechnet, dass im Juni Sommer ist. Praktisch ist draussen noch immer alles weiss.

Dermaßen umwölkt finde ich mich zwischen den Himmelsregalen der Bibliothek wieder, in guter Gesellschaft: Wettervorhersager, Wolkendeuter, Nebelkenner, Föhnforscher, Sturmexperten, Lichtmaler, Luftkusse, Dämmerungdenker, Kosmonauten, Mondschafe und Sternwärter. «Sky People», wie mir Wettermacher Peter Weber einmal bedeutungsvoll zuraunte. Allerhand Himmel im Gepäck verabschiede ich mich nach

oben. Luftig leicht durch Tropo-, Strato-, Meso-, Thermo- und Exosphäre. Eine Reise ins Blaue. Ein Umweg über die Milchstrasse, ein Abstecher zum Mond, ein Blinzeln in Richtung Sonne und zurück in meine Wolke. Wolken als Bücher wiegen schwer. Ein Wolkenbuch hat Wasserflecken – Opfer eines klassifizierten Wolkenbruchs? Alle hier versuchen, den Himmel aufzuräumen. Es werden Wolken etikettiert, Dämmerungsfarben konserviert und Sterne archiviert. Nüchtern bleibt dabei keiner. Denn wer sich dem Himmelsstudium widmet, verliert sich im lebenslangen Himmelsrausch.

Was war ich verliebt in den Himmel des längsten Tages des Jahres, der sich im schönsten Abendkleid gen Westen neigte. Ein Himmel zum Umarmen! In solch luftigen Federwolken möchten meine Hände baden – weicher als Seifenschaum, fluffiger als Pulverschnee – und Bilder malen mit diesen Himmelsfarben: Leuchtend-gelbes Weiss, durchsetzt mit Orange und blassblauen Schlieren. Mein Repertoire an Farbnamen erweist sich als unzureichend wie der Malkasten meiner Kindheit. Himmelsfarben, Wolkennamen, Sprachversagen. Ich recke meine Arme nach oben, male mit Luft, modelliere eine Haufenwolke, streiche über den perfekten Verlauf. Den Himmel zu beschreiben endet einmal mehr in gnadenlosem Kitsch, doch wer könnte da widerstehen, durch dieses Farbenmeer zu schwimmen? Dieser Himmel schreit danach, festgehalten zu werden. Die plötzlich einsetzende Dämmerung ändert kurzerhand alles: Die Wolkenschicht verdichtet sich, verdeckt den halben Mond und verschwimmt zu einem violett-blau-grauen Dunst, der die hitzige Stadt sanft zudeckt.

Selbst mit dem Kopf in den Wolken kann ich es nicht fassen, dass hinterleuchtete Rechtecke mehr Aufmerksamkeit bekommen als Fenster. Das Fenster über dem Bett rahmt mein Lieblingsbild. Ein Bild, das sich permanent wandelt, vom Bett aus nur Himmel. Tageszeiten und Jahreszeiten ziehen hindurch wie ein Film, mal stürmisch, mal träge. Weisse Wolkenschwaden fallen jetzt durch das Bild nach unten, wo der Hauch einer Landschaft zu erkennen ist. Oben eine Ahnung von Blau. Für einen Moment leuchtet Sonnenlicht durch das grosse Weiss, um kurz darauf wieder im Wolkendickicht zu verschwinden, das Tageslicht schon mittags abzdunkeln.

Was weiss ich über dieses Weiss aus Licht und Luft und Wasserdampf? Als Nebel warf mich das Weiss drei Winter lang auf mich selbst zurück. Bodenseenebel sei gefährlich fürs Gemüt, orakelten die Schauernmärchen durch die Studentenschaft. Wie viel gefährlicher war hingegen der erste Winter – fernab des vertrauten Nebelmeers! Einen ganzen November lang brüllte die Sonne durch mein Fenster, beraubte mich der nebulösen Musse, brachte mich um die lang ersehnte Konzentration.

Es ist weder November, noch sitze ich dort unten am Bodensee. Ich stecke fest in einer Wolke, die sich selbst nach drei Tagen noch nicht ausgerechnet hat. Sie lässt sich nicht vertreiben. Sie lässt sich aber auch nicht festhalten – selbst dann nicht, wenn ich den Fokus von der Erde auf den Himmel verschiebe: Überbelichtete Wolkenfotografien durch verregnete Südwestfenster. Himmel auf Erden, zersplittert in Himmelscherben.

An sonnigen Tagen durchkreuzen Kondensstreifen den blauen Himmel in meinem Fenster. Zerschnittenes Blau, weiss gerahmt. Mit dieser Aussicht schnitt ich 2011 meine ersten Himmelscherenschnitte: Architektur, deren blauer oder weiss bewölkter Hintergrund zum Motiv wird, sobald alles Irdische unter den Tisch fällt. Je barocker die Gebäude, desto ausgefranst die Himmelskanten.

Himmelsblind, nach Stunden und Tagen am Schreibtisch. Ich fahre aufs Land wo sich die Kanten verlieren. Der Himmel geht auf, seine Weite haut mich um. Ein perfektes, makelloses, unendliches Blau – vielleicht wie 1946 über Nizza, als Yves Klein seinen Namen auf die Rückseite des Himmels schrieb. Der Boden ist noch sonnenwarm, als ich auf dem Rücken liege, auf dem Dach des *Alpenhofs* – was doch verboten ist! Verständlicherweise, denn ich falle, erst langsam, dann schneller, dann plötzlich schwerelos in das Blau der blauen Stunde.

Windzerzaust fieberte ich mit, als bedrohliche Wolkenmassen der Stadt mit Lichtgewalt und Paukenschlägen binnen Minuten die Nacht erklärten. Ein Wolkenschauspiel der Meisterklasse, das ich so lange vom Dach aus anfeuerte, bis ich ins Haus geweht wurde. Wie nach einem unendlich langen, heissen, trockenen Sommer, drückte ich meine Nase gegen die Fens-

terscheibe und liess die gezackten Bilderbuchblitze und den heftigen Regen keine Sekunde aus den Augen. Dunkel glänzte der Asphalt im Licht der Straßenlaternen – darüber ein blank polierter Neumond.

Mitten im Wetter, wo alles in Bewegung ist, sitzt es sich spannend wie im Kino. Es sei denn, eine dicke, weisse Wolke macht sich vor einem breit – und bleibt. Statt himmelsgleicher Flitterwochen im Wolkenschloss am Farbenmeer nun also nur Weiss, soweit das Auge reicht. Ich liege zwischen Himmel und Erde, schaue abwechselnd nach unten, auf blinkende Stadtlichtpünktchen, und nach oben, zu hundert Milliarden zerstreuten Sternen, von denen dreitausend sichtbar sein könnten – wenn keine Wolke sie verdeckt. Auch der Vollmond versteckt sich heute Nacht, dieser Schlaf raubende Kreis. Verstecken nützt hier ebenso wenig wie anheimmeln, er bringt uns durcheinander und umwölkt den verschlafenen Verstand, verstanden nur im Schlaf der Schäfchen, Schäfchen zählend, Wölkchen zähmend, zerredet den Lauf des Himmels, der auf mich einstürzt. Der Himmel franst aus, läuft über, nimmt überhand, ergreift mich und zieht mich in seine Tiefe.